

**LUCIE  
WHITEHOUSE**

**DUNKLE  
BRANDUNG**

**Weltbild**

Liebe, Eifersucht, Obsession und Verrat – die Geschichte einer Frau, die um ihre Gefühle und ihr Leben kämpfen muss.

Überstürzt verlässt die Übersetzerin Kate London und flüchtet sich auf die sturmumtoste Isle of Wight. Über den Grund für ihre Flucht kann und will Kate nicht sprechen: es ist der weltläufige, attraktive Richard, der sie in eine Beziehung von nie gekannter Intensität und erotischer Leidenschaft verstrickt hat. Während sie versucht, ihr Leben neu aufzubauen, sprechen alle auf der Insel über eine junge Frau, Alice Frewin, die beim Segeln ertrunken ist. War es Selbstmord? Auch Kate fragt sich, welche Rolle Alices Mann Peter spielte – besonders, als sie ihn selbst kennenlernt. Doch dann droht der lange Schatten von Richard sie wieder einzuholen...

Der spannende Frauenroman für Leserinnen von Kate Morton und Charlotte Link

Lucie Whitehouse

# Dunkle Brandung

Roman

Aus dem Englischen von Maria Andreas-Hoole

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Lucie Whitehouse wurde 1975 in den Cotswolds geboren und wuchs bei Stratford-on-Avon auf. Sie studierte Altphilologie in Oxford und gab die dortige Universitätszeitung heraus. Zuerst journalistisch tätig, wechselte sie in die Verlagswelt und arbeitete als Literaturagentin in London. Mittlerweile lebt sie in Brooklyn, New York.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Bed I Made.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Lucie Whitehouse

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am  
Main

Übersetzung: Maria Andreas-Hoole

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-767-7

Für Polly und Sophie

Ich stand auf der Kiesbank am Ufer, als sie das Segelboot hereinschleppten. Der letzte Sonnenrest rutschte unter den Horizont und zog den sterbenden Tag mit sich. Das Wasser des Solent färbte sich schwarz; über den zwei Meilen breiten Meeresarm blinkten vom Festland schon die Lichter. Das Rettungsboot kam von Westen, von den Kreidefelsen der Needles; die orangefarben gestrichenen Decks tupften muntere Farbflecke ins Zwielficht, doch vom gedrosselten Motor breitete sich ein Grollen übers Wasser aus. Ein ganzes Stück dahinter, kaum auszumachen, die kleine Jolle; wie ein Kind hüpfte sie im Kielwasser des größeren Boots.

Ich ging los, die Kiesel knirschten unter meinen Füßen. Der Wald hinter mir, der bis zum steinigen Strand reichte, verschmolz schon mit dem Dunkel, die Äste und das dichte Unterholz waren plötzlich eine ungestalte Masse, die sich stumm dem Meer entgegenstemmte. Ich verfiel in Laufschrift, hatte mich weiter entfernt als gedacht; es schien lange zu dauern, bis ich den Teerweg wieder erreichte. Ich rannte durch meine eigenen Atemwolken und sog in tiefen Zügen Luft ein, eine Luft, die schwer war von Salz und Teer und dem Gestank faulender Algen.

Ich war heute früh schon einmal am Hafen gewesen, da ging plötzlich die Leuchtrakete hoch. Erst wusste ich nicht, was das lange Pfeifen zu bedeuten hatte, die kurze Stille danach, dann der Knall und die Rauchfäden, die am weißen Himmel niedersanken. Einen Moment später raste ein klappriges blaues Auto an mir vorbei und wurde achtlos am Kai abgestellt, der Fahrer schloss nicht einmal die Wagentür. Ein Fahrrad sauste um die Ecke und wurde hingeworfen, das Hinterrad drehte leer durch. Zwei weitere Männer kamen die Straße heruntergerannt. Der Bootsmotor heulte schon auf, und ein paar Augenblicke später rauschte das Rettungsboot aus dem Hafen, eine Schleppe aufgewühlten Wassers hinter sich; draußen auf dem Solent startete es richtig durch und schoss davon. Auf dem Kai sahen ihm ein paar Leute nach, bis es verschwunden war. Ich fragte den Mann vor dem Rettungsposten an der Ecke. Er gab mir Auskunft: »Eine Frau aus

dem Ort wird vermisst. Die ist mit ihrem Boot draußen.«

Mir war nicht klar, warum ich unbedingt dabei sein wollte, wenn das Boot hereinkam. Ich verließ den Teerweg, lief die vom Meer abgewandte Schotterböschung hinunter und gelangte wieder zur Straße. Das Blut pochte mir in den Ohren, in den Waden spürte ich ein brennendes Ziehen. Noch zweihundert Meter, dann überquerte ich die Flussbrücke. Vor mir lag die Stadt, kaum mehr als ein Dorf: Die gedrunghenen Steinhäuser kauerten hinter dem Kai, bereit, es mit allem aufzunehmen; die Ziegelkamine des Hotel George reckten sich entschlossen in die Dämmerung. Jetzt konnte ich das Rettungsboot wieder sehen; es bremste ab, bevor es ins Hafenbecken einfuhr. Kurz darauf wurde der Motor abgestellt. Stille legte sich über den Hafen.

Es war, als hielte die Stadt den Atem an. Nichts rührte sich. Die Gehwege waren menschenleer, nichts fuhr auf den Straßen. Die Autos, die am Kai parkten, warteten mit ausgeschaltetem Motor auf die nächste Fähre. Die Nachmittagsbrise, die im Takelwerk der Yachten melancholische Melodien geklindert hatte, war abgeflaut, die Boote lagen reglos an ihren Ankerplätzen. Sogar die Möwen, die seit dem Morgengrauen ihre klagenden Schreie ausstießen, waren nun verstummt.

Auf der Brücke, die am Hafen endete, verlangsamte ich bewusst meinen Schritt. Ich hatte kein Recht, Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Deshalb ging ich nicht vor bis zum Kai, sondern stellte mich an die hölzerne Absperrung, die die Verladespuren von der Straße trennte. Von der Besatzung des Rettungsboots waren schon zwei Mann auf den Ponton geklettert, den die hereinkommende Flut so in die Höhe hob, dass ihre Köpfe und Schultern über die Kaimauer ragten, links und rechts vom Mast des kleinen Boots. Sie unterhielten sich leise, zu weit weg, als dass ich sie hätte verstehen können. Auf dem Deck des Rettungsboots blieb ein Mann mit schwerer Segeljacke kurz achtern stehen und schaute auf die anderen beiden herunter, schlaffe Tauschlingen in der Hand. In der Kabine hinter ihm erloschen die Lichter.

Auf der Kaimauer, direkt vor mir, stand ein anderer Mann. Trotz der Kälte trug er nur eine Jeans und ein dünnes Hemd. Er blickte über den



Hafen, eine dunkle Silhouette vor dem Himmel, kaum mehr als ein schwarzer Schemen, ein lichtloser Fleck, eine Verdichtung des Dunkels. Er war groß, auffallend groß, und seine breiten Schultern verrieten Kraft, doch er umklammerte das Eisengeländer, als zerre an ihm ein Wind, den niemand sonst spürte.

Plötzlich drehte er sich um. Mit langen Schritten überquerte er den Asphalt und kam auf mich zu. Ich wich zurück, aber die kniehohe Absperrung bot mir keine Deckung. Ich stand ihm direkt im Weg. Er hielt den Kopf gesenkt, die Augen starr zum Boden gerichtet. Ich beschwor ihn innerlich, mich nicht zu bemerken, aber als er an mir vorbeiging, blickte er hoch.

Er war kaum älter als ich, vielleicht fünf-, sechsenddreißig. Er hatte dunkle Haare und mehrere Tage alte Bartstoppeln, doch seine Haut schien im Licht der Straßenlampen bleich wie der Mond. Sein Blick aus den weit aufgerissenen Augen glitt über mich hinweg, ohne mich zu sehen. Sein Gesicht war ausdruckslos, wie unfähig, seine Gefühle widerzuspiegeln, die von einer solchen Gewalt waren, dass die Luft um ihn herum zu flirren schien.

Als er fort war, stand ich noch eine ganze Weile da, hörte seine raschen Schritte verklingen und spürte, wie der Schweiß auf meiner Haut erkaltete.

Und mir wurde klar: Ihr Boot war gefunden worden. Aber sie nicht.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war mein T-Shirt in so vielen Windungen um mich herumgewickelt, als hätte mich jemand im Schlaf ausgewrungen. Seit meiner Ankunft auf der Insel fiel mir das Einschlafen am Abend schwer, noch schwerer aber das Aufwachen. Nachts beobachtete ich den Wecker, wie er sich zu den frühen Morgenstunden durchfraß, und wenn ich schließlich aus einer traumleeren Bewusstlosigkeit auftauchte, sickerte wässriges Spätvormittagslicht durch die Vorhänge, und die Sonne hatte den Scheitelpunkt ihrer flachen Novemberbahn schon fast erreicht. Beim Aufwachen in einem fremden Zimmer ist man erst einmal orientierungslos, und so begann mein Tag meist mit einem unbeschwerten Schwebезustand, der ein paar Sekunden anhielt. Aber dann lief in meinem Kopf sofort die Folge der Ereignisse ab, die mich hierhergeführt hatten; die Bilder begannen vor mir zu tanzen wie in einem Daumenkino, das sich vor mir aufblätterte.

Um die Bilder anzuhalten, stieg ich aus dem Bett und ging die zwei Schritte zum Fenster hinüber. Die reglose Stille von gestern Abend war geschwunden: Ein Auto fuhr im Kreisverkehr, durch das alte Fensterglas hörte ich den Motor brummen; zwei weitere Autos warteten an der Baustellenampel auf der Brücke. Möwen kreisten über der Flussmündung, die Leiber weiß vor dem Himmel, die Schreie wie unfreundliches Gelächter.

Ich schlüpfte in Jeans und Pulli, die ich beim Ausziehen über den Stuhlrücken geworfen hatte, strich mir die Haare aus dem Gesicht und band sie wieder zum Pferdeschwanz zusammen, der sich beim Schlafen gelöst hatte. Vom schmalen Flur führte eine steile Treppe in die Küche hinunter, wo ich meine Boots zum Trocknen vor den Heizkörper gestellt hatte. Ich zog sie an, obwohl das Leder noch feucht war.

Ich ging nach draußen, schloss die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Hosentasche. Mein Reihenhäuschen stand in einer Zeile von Cottages, in denen zu viktorianischen Zeiten Angehörige der Küstenwache gewohnt hatten. Ich hatte es auf dem Internetfoto nicht wiedererkannt; bei unseren Urlauben mit Dad hatten wir immer am

anderen Ende der Stadt gewohnt, wo die Häuser aufs Marschland hinausgingen. Ein aus Ziegeln gemauerter Durchgang mit einem schmiedeeisernen Tor am Ende trennte die Häuserzeile von der Straße; um hinauszugelangen, musste ich an einigen benachbarten Cottages vorbei. Sie waren alle sehr schmal, jede Hausfassade bestand nur aus dem Küchenfenster und der Haustür mit einer Stufe davor. Zu jedem Cottage gehörte ein kleiner Hof auf der anderen Seite des Wegs, etwa zehn Quadratmeter, besiedelt von Blumentöpfen und zählebigen, immer noch blühenden Rosen, bei manchen Cottages stand dort aber auch ein winziger Schuppen oder eine Wäschespinnne. Ich ging mit gesenktem Kopf, weil ich mich nicht in Gespräche mit meinen neuen Nachbarn verwickeln lassen wollte, aber es war ohnehin niemand da.

Das Tor fiel scheppernd ins Schloss; ich trat auf den Gehweg hinaus, überquerte die schmale Straße und ging auf der anderen Seite am Wheatsheaf vorbei. Das Pub hatte schon auf, hefiger Biergeruch quoll heraus. An die Abkürzung zum Zeitungsladen erinnerte ich mich noch von damals, als Matt und ich unser Taschengeld dorthin getragen hatten, um rosa Zuckerfelsen mit der Aufschrift »Yarmouth« zu kaufen. Die lutschten wir zu so dünnen Zacken, dass wir uns die Zunge daran schnitten. Aber dieser Schleichweg kam mir nun verändert vor; alles schien etwas zu klein, als wäre die Stadt nur ein Modell, vier Fünftel der ursprünglichen Größe. Der Fischimbiss war noch nicht geöffnet, aber vor dem Café daneben, wo auf großen Tafeln ein ganztägiges Frühstück, Eier und Pommes angepriesen wurden, roch es penetrant nach Frittierfett. Im Schaufenster der Drogerie waren jede Menge Vergrößerungsspiegel aufgebaut, wohl an die dreißig Stück, die im Licht wie große runde Augen glänzten.

Der Geruch im Zeitungsladen zwei Türen weiter war nach zwanzig Jahren immer noch der gleiche: Es roch nach Teppich, durchfeuchtet von Gummistiefeln und Bootsschuhen, mit einer Prise nassem Hund und Druckerschwärze. Ich atmete tief ein, eine olfaktorische Zeitreise. Verändert hatte sich jedoch die Atmosphäre; ich spürte die kaum unterdrückte Aufregung von Menschen, die eine Katastrophe miterlebt hatten. Außer mir waren nur noch zwei, drei andere Kunden im Laden, aber die Spannung war greifbar, die Luft schien zu vibrieren.

Die Frau an der Kasse streifte mich mit einem Blick, der kurz an der Seite meines Gesichts hängen blieb und etwas registrierte, dann aber weiterwanderte. Ich war nicht die Person, nach der die Verkäuferin Ausschau hielt. Sie lehnte die Hüfte an die Theke, verschränkte die Arme vor der Brust und nahm die Unterhaltung mit ihrer Freundin wieder auf; ihrer Miene nach ging es um Vertrauliches. Ich trat zu den Zeitschriften hinüber, tat, als blätterte ich herum, und hoffte, sie würden mich vergessen und dort anknüpfen, wo sie aufgehört hatten. Aber sie sprachen leise, und obwohl ich nicht einmal zwei Meter entfernt stand, musste ich mich anstrengen, um von dem dichten Nebel zu erfahren, der anscheinend vom Ärmelkanal her im Anrollen war. Hatten sie, als ich hereinkam, über etwas anderes gesprochen?

Schließlich gab ich meinen Lauschangriff auf und kaufte die County Press. Als mir die Frau das Wechselgeld herausgab, zögerte ich. Am liebsten hätte ich sie gefragt, ob etwas über das Unglück in der Zeitung stand, aber ich brachte es nicht über mich. In einer Stadt wie dieser kannte sie die Vermisste vielleicht persönlich. Das war sogar wahrscheinlich.

Ich eilte denselben Weg zurück, den ich gekommen war, und nach der stickigen Wärme im Laden klatschte mir die Kälte ins Gesicht wie ein nasser Lappen. Der Himmel war genauso weiß wie gestern, die Wolken ohne Relief oder Linien, getränkt von einem schmutzigen Licht. Plötzlich überkam mich ein klaustrophobisches Gefühl, als senkte sich eine erstickende Decke über mein Gesicht.

Im Haus breitete ich die Zeitung auf dem Küchentisch aus und suchte nach der Story. Ich fand sie unten auf der dritten Seite, ein kurzer Bericht, nur drei Absätze.

## Besorgnis um Frau aus Yarmouth

Um das Leben einer Einwohnerin von Yarmouth muss ernsthaft gefürchtet werden, nachdem ihr Segelboot auf der Südseite der Insel treibend in der Nähe von Freshwater Bay aufgefunden wurde.

Rettungsboote aus Freshwater, Yarmouth und Lymington unterstützten den Hubschrauber der Küstenwache bei der Suche nach

der 34-jährigen Alice Frewin, die von ihrem Mann als vermisst gemeldet worden war. Mrs Frewins Boot, eine Jolle namens Vespertine, wurde am Donnerstagabend vom Rettungsboot aus Yarmouth geborgen und zurück in den Hafen geschleppt.

Peter Frewin, der Ehemann der Vermissten, hatte angenommen, seine Frau besuche Verwandte auf dem Festland, aber als die Schwester seiner Frau erklärte, es sei keinerlei Treffen verabredet gewesen, und er entdeckte, dass die Vespertine nicht mehr an ihrem Ankerplatz lag, schlug er Alarm. Die Suche wird fortgesetzt, doch bei den niedrigen Wassertemperaturen schwindet die Hoffnung auf Mrs Frewins Rettung.

Neben dem Artikel war ein Foto. Ich beugte mich über den Tisch, um es näher zu betrachten. Durch die schlechte Druckqualität war es etwas verschwommen, die Frau blickte auch nicht direkt in die Kamera, trotzdem traf mich ein Schock, denn ich erkannte sie wieder: Ich hatte Alice Frewin schon einmal gesehen.

Vor drei Tagen, an meinem ersten richtigen Tag auf der Insel, war ich nachmittags spazieren gegangen, zum Teil, um mich abzulenken, zum Teil, um mich wieder zu orientieren. Am Ende des Durchgangs war ich nach rechts abgebogen und erreichte nach ein paar Metern den Stadtplatz. Auch dort hatte sich wenig verändert. An der Ecke gab es noch immer den Tante-Emma-Laden mit der grüngestreiften Markise, die in der Brise flatterte; auch an den Bootsladen gegenüber erinnerte ich mich, an die tiefe Kuhle in der Steinstufe vor der Tür, über die Jahrhunderte von unzähligen Füßen ausgetreten. Dann gab es noch ein Pub namens Bugle, die weißgetünchten Mauern der kleinen Lloyd-Bankfiliale, das Café in dem Holzhäuschen am Anfang des Piers. Eine dicke Hecke schirmte den Garten des Hotels George ab. Ich hatte zwei Menschen gesehen: eine grauhaarige Frau, die einen Einkaufsroller mit Segeltuchtasche hinter sich herzog, und einen Mann auf der Bank vor St. James, der Kirche auf der anderen Seite des Platzes; er hatte sich langsam heruntergebeugt und den Yorkshire-Terrier gestreichelt, der an seinen Füßen herumschnupperte. Außer den paar Autos, die am Straßenrand parkten, sagte mir kaum etwas, dass ich nicht in die fünfziger Jahre zurückgebeamt worden war.

Ich bog in die Straße ein, die bei dem Tante-Emma-Laden vom Platz abging: die High Street. Dort gab es weitere kleine Läden: ein Schmuckgeschäft, einen Blumenladen, ein altmodisches Damenkonfektionsgeschäft. Ein Geschenkeladen und ein Restaurant hätten bis zum Frühjahr geschlossen, informierten Schilder an den Türen. Ein ausgebliebenes Plakat vor dem kleinen Polizeirevier wies darauf hin, wie wichtig es sei, dass Nachbarn ein Auge aufeinander hielten.

Dann hörten die Läden auf, und ich ging zwischen zwei Häuserreihen weiter; es gab einige Cottages, aber auch einige größere Villen in den verschiedensten Architekturstilen. Prachtige Magnolienbäume verschatteten die Bleiglasfenster eines neugotischen Herrschaftshauses; ein Stück weiter stand das vierstöckige North House, mit seinem frischen Anstrich so herausgeputzt, dass es ohne weiteres in ein feines Londoner Viertel gepasst hätte. Danach kamen kleinere, aber genauso schöne Häuser; verstoßen spähte ich in die Fenster, zum Zierrat auf den Fensterbrettern – Vasen, Teller, Fotografien – und in die aufgeräumten Zimmer dahinter. Bei den Häusern links konnte ich gelegentlich bis zum Solent durchsehen, vorbei an Polstersesseln und Küchentischen, die so aufgestellt waren, dass der Blick nach draußen fiel. Nur in einem Raum brannte Licht, der gelbe Schein der Lampe drängte das herankriechende Grau des Nachmittags zurück.

Die High Street führte zum Anger, der steil zu einem geteerten Uferweg abfiel. Ich stieg durchs lange Herbstgras hinunter und folgte dem Weg; meine Füße verfielen in den Rhythmus der graugrünen, gegen die Betonmauer schwappenden Wellen. Unter die salzigen Meeresaromen mischte sich der Geruch von Schlick und nassem Gras. Das Festland auf der anderen Seite des Solent war wenig mehr als ein breiter grüner Streifen, über dem sich eine neue Wolkenbank auftürmte.

Den ganzen Weg entlang standen Bänke, und die letzte, am weitesten von den Häusern entfernte war von einer Frau besetzt. Mir fiel sofort ihre Körperhaltung auf. Ihre Anspannung war von weitem spürbar, sie saß ganz vorn auf der Kante, wie bereit, jeden Augenblick aufzuspringen, anzugreifen oder zu fliehen. Sie trug einen

khakifarbenen Parka; mit der einen Hand hielt sie den Kunstfellrand der Kapuze eng am Hals zusammen, mit der anderen führte sie ruckartig ihre Zigarette zum Mund. Der Wind wehte ihr die langen blonden Haare ins Gesicht.

Ihre Angst spiegelte die meine so genau, dass ich mich selbst zu sehen glaubte; plötzlich überkam mich der Wunsch, mit ihr zu reden.

»Verzeihung«, sagte ich und trat auf sie zu. Meine Stimme klang belegt, ich hatte seit fast einem Tag nicht mehr gesprochen. »Entschuldigen Sie, dass ich frage – haben Sie vielleicht eine Zigarette für mich?«

Sie sah abrupt hoch, offensichtlich hatte sie mich in den Minuten, als ich den Uferweg entlang auf sie zuing, nicht bemerkt. Ihre Augen glänzten, als hätte sie gerade geweint und würde gleich wieder in Tränen ausbrechen. Ein kurz aufflackerndes und fast genauso schnell wieder erlöschendes Interesse verriet mir, dass sie die eine Hälfte meines Gesichts registriert hatte. Ich drehte mich etwas zur Seite, um sie zu verbergen. Nach einer kurzen Pause griff sie in die Tasche ihres Parkas. Marlboro rot – zu stark. Ich nahm trotzdem eine, und sie hielt mir wortlos das Feuerzeug hin.

»Danke. Darf ich ...?«

Sie wedelte mit der Hand kurz über die Bank als Zeichen, dass sie es mir freistellte, mich zu ihr zu setzen.

Es hatte mittags geregnet, und die Sitzfläche glänzte vor dicken Wassertropfen, die der Wind noch nicht weggetrocknet hatte. Ich wischte das Größte mit dem Jackenärmel weg und setzte mich, sorgfältig darauf achtend, ihr nicht zu nahe zu kommen. Auch mich ohrfeigte der Wind; ich schob mir die Haare hinters Ohr, damit sie mir nicht ins Gesicht peitschten. Es war nur eine Handvoll Boote draußen, aber auf dem Solent glitt zwischen uns und dem Festland eine große Jacht heran, deren riesiges weißes Segel sich prall im Wind blähte. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass auch sie die Jacht beobachtete. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und wippte mit dem oberen Fuß hektisch zu einem unhörbaren Rhythmus.

»Schönes Boot«, sagte ich vorsichtig.

Überrascht, dass ich sie schon wieder angesprochen hatte, sah sie auf und zog an ihrer Zigarette. Ihre Augen glänzten zwar, hatten aber

dunkle Ringe, so dass sie erschöpft aussah. Sie hatte sich erst vor kurzem helle Strähnchen ins Haar färben lassen – teuer, dachte ich –, doch es war ungewaschen, der Ansatz dunkel. »Ja«, sagte sie. Ihr Fuß wippte weiter. »Kennen Sie sich mit Booten aus?«

»Nicht besonders. Eigentlich gar nicht.«

Sie drehte sich um und sah dem Boot nach. Es fuhr so schnell, dass man gut mitverfolgen konnte, wie es sich vor dem Festland vorbeisob. Die Mündung des Lymington River, von wo ich gestern mit der Fähre gekommen war, lag bereits weit hinter ihm.

»Und Sie?«, fragte ich.

»Ich segle selbst.«

»Das sollte ich auch lernen.«

»Tun Sie das«, sagte sie, stand auf und wandte mir das Gesicht wieder zu. Ihr Blick war plötzlich wild. »Lernen Sie segeln. Manchmal denke ich, das war das Einzige, was mich hier vor dem Durchdrehen gerettet hat.«

Ich betrachtete das Foto eine Weile, dann faltete ich die Zeitung zusammen und ging nach oben. Neben meinem Schlafzimmer lag ein zweites, noch kleineres Zimmer mit derselben Aussicht. Ich hatte beschlossen, es als Arbeitszimmer zu benutzen, hatte das schmale Bett an die Wand geschoben und den Tisch vors Fenster gestellt. Jetzt saß ich auf dem Stuhl, den ich aus der Küche hochgetragen hatte, und blickte hinaus. Die Sicht verschlechterte sich zusehends. Die ersten Schwaden des Nebels, von dem die Frauen im Zeitungsladen gesprochen hatten, wehten im Hafen schon um die Mastspitzen, auf der anderen Seite der Flussmündung weichte die Linie zwischen Wald und Himmel auf. Ich dachte an sie, die seit mindestens sechsendreißig Stunden da draußen war. Was der Nebel bedeutete, hatte ich vorhin nicht verstanden, aber jetzt begriff ich: Falls sie überhaupt noch lebte, wäre es im Nebel so gut wie unmöglich, sie zu finden.

Schließlich kehrte ich mit meiner Aufmerksamkeit in den Raum zurück. Der Stapel mit meinen Notizen lag am Tischrand, daneben das Manuskript, das ich zu übersetzen hatte. Ich zog es zu mir her und blätterte ungefähr zur Mitte vor, bis ich die Stelle fand, wo ich die Arbeit



vor einer Woche abgebrochen hatte. In einem anderen Leben, wie mir schien. Ich musste wieder anfangen zu übersetzen, mich in die betäubenden Details verlieren, die Zeit zum Vergehen zwingen. Ich stützte die Ellbogen auf die Tischplatte, legte den Kopf zwischen die Hände wie in einen Schraubstock, als wollte ich meine Augen auf den Text fixieren, und nahm den Kampf mit den Wörtern auf, aber sie wuselten auf dem Papier herum wie Bakterien. Nach einer Weile nahm ich einen neuen Anlauf. Ich wollte das Buch, einen Krimi, der etliche Preise erhalten hatte, gut hinbekommen. Ich hatte mit dem Autor gesprochen und war gerührt, wie sehr er sich auf die englische Ausgabe seines Buches freute. Ich las den Absatz noch einmal und versuchte ein Gespür dafür zu bekommen, wie er klingen müsste, aber mein Blick wanderte immer wieder ab, zum Laptop hinüber. Schließlich klappte ich ihn auf und fuhr ihn hoch. Mein Handy war ausgeschaltet, damit mich die Anrufe und SMS nicht stören konnten, aber das hieß, dass ich auch für alle anderen, die vielleicht Kontakt mit mir aufnehmen wollten, nicht erreichbar war: für Dad oder Helen. Ich sollte wenigstens meine E-Mails durchsehen, sagte ich mir.

Mein Herz schlug schneller, als ich Outlook aufmachte. Dreiundzwanzig neue Nachrichten, etwa die Hälfte von ihm. Ich löschte sie ungeöffnet. Die meisten hatten, wie üblich, keinen Betreff, aber bei der letzten, die er erst vor einer halben Stunde abgeschickt hatte, stand in der Betreffzeile: Lass mich wenigstens mit dir reden. Ich markierte die Nachricht und klickte wieder auf Löschen.

Um drei Uhr fühlte sich die Luft im Haus abgestanden an, als hätte ich sämtliche guten Partikel herausgesogen. Ich musste hinaus und Meeresluft atmen, egal, wie kalt oder neblig es war. Und es zog mich an einen ganz bestimmten Ort.

Ich fuhr, ohne das Radio einzuschalten, hörte nur dem Motor zu. Das Wageninnere war eine tröstliche Kapsel voller vertrauter Dinge – die klappernden Kassetten im Türfach, der Wust von Zeitungen, Straßenkarten und leeren Kaffeebechern im Fußraum auf der Beifahrerseite. »Wenigstens dich habe ich noch«, sagte ich zu meinem Auto und kam mir ziemlich albern vor. Als ich über die Brücke fuhr,

war das Festland bereits hinter dem Nebel verschwunden. Das Meer war milchig grün und der Himmel fahlgrau; wo sie sich trafen, ließ sich nicht mehr ausmachen. Das Licht nahm ab, es würde vielleicht noch eine Stunde hell bleiben.

Um Freshwater Bay zu finden, musste ich nach Schildern Ausschau halten; ich war auf der Insel noch nie selbst im Auto herumgefahren. Damals war ich zu jung gewesen und hatte jetzt nur verschwommene Erinnerungen daran, wie die Städte und Dörfer miteinander verbunden waren, eine Bildersammlung von Fußwegen und kleinen Landstraßen und sommerlichen Hecken ohne nützliche Details, die der Orientierung dienen konnten. In Norton fuhr ich einen Hügel hinunter und gelangte in eine lange Straße mit Doppelhaushälften hinter ungepflegten Vorgärten. Einige Vorhänge waren bereits zugezogen, die Abenddämmerung schritt rasch voran.

Als ich die Bucht schließlich fand, bog ich in den öffentlichen Parkplatz ein und parkte neben den einzigen beiden anderen Autos. Ich machte mir nicht die Mühe, ein Ticket aus dem Automaten zu ziehen, dafür hatte ich keine Zeit mehr. Hier kontrollierte bestimmt niemand, die Bucht war verlassen, keine Menschenseele auf der Straße. Auch der Kiesstrand lag menschenleer da, das Café hatte längst für den Winter dichtgemacht, hinter den Spitzenvorhängen stapelten sich die Stühle. Ich zog den Mantel enger um mich, die Kälte drang mir bis in die Knochen.

Der Weg, den ich suchte, begann hinter dem Hotel Albion. Wanderer hatten den Boden unter dem Zauntritt zu zähem Matsch zertrampelt, aber sie waren längst fort; ich stand allein zwischen den Hügeln, nur ein paar Kühe grasten ringsum. Ich stieg langsam hinauf, den Blick auf die Füße gesenkt. In meiner Erinnerung tanzte diese Landschaft im Sonnenkleid, blau schimmernd im Widerschein des Meeres; jetzt war sie in matte Braun-, Grün- und Grautöne gehüllt, das Gras durchsetzt von dürren Disteln. Mein Herz schlug schneller, der Hang war steiler, als er aussah. Die Brise vom Vormittag hatte sich gelegt, es war so still, dass ich unten an der Klippe, zu meiner Linken, das Meer murmeln hörte.

Als ich den Zaun oben auf der ersten Hügelkuppe erreichte, machte ich eine kurze Verschnaufpause. Das Albion lag klein unter mir. Im

Frühling würde der Strand von Menschen überschwemmt, die ihr nacktes Fleisch den ersten schwachen Sonnenstrahlen darboten; sie kauften dann Eis, trugen Eimer und Schaufeln. Nun aber fiel die Bucht aus der Zeit heraus; der Blick auf die braungrauen Felder auf der Nordseite der Insel war derselbe wie vor fünfzig Jahren. Oder vor zweihundert.

Mit schmerzenden Beinmuskeln nahm ich mir den nächsten Hang vor, blieb aber nicht mehr stehen, denn ich musste den Gipfel erreichen, bevor es dunkel wurde. Das Gras hier war weich und moosig, jene Sorte, die nie in die Höhe wächst, gesprenkelt vom weißen Kalkgestein darunter, als schiene die Kopfhaut der Klippe durch. Links von mir fiel der Boden ab, ich korrigierte immer wieder meine Laufrichtung, damit ich nicht auf die Kante zudriftete, die hinter Rinnen und Bodenwellen verborgen lag.

Nach einer Viertelstunde kam ich oben an, beim Steinkreuz zum Andenken an den Dichter Tennyson, der in Freshwater gelebt hatte. Sogar hier, wo der Wind den wärmsten Sommertagen ihre Hitze stahl, regte sich kein Lüftchen. Ich umrundete das Denkmal, dann drehte ich mich um und ging, ohne es mir bewusst vorzunehmen, auf den Rand der Klippe zu.

Noch ein paar Meter davor sah es aus, als neige sich der Grashang gemächlich zum Meer, aber die nächsten fünf Schritte enthüllten die Wahrheit – einen senkrechten Absturz, hundert Meter tief. Das Gras hörte einfach auf, ging in Luft über. Ich beugte mich vor; es kostete mich Überwindung, in die Tiefe zu blicken. Unten gab es keinen Strand, nur etwas Felsgeröll, dann begann gleich das Meer, die Brandung, die beharrlich am Rücken der Insel leckte. Mir stockte der Atem vor der Nähe des Abgrunds, vor der schwindelerregenden Möglichkeit. Da war sie, bot sich jedem an, der hierherkam, ohne Warntafel, ohne Zaun, wie eine blanke Klinge. Es wäre so einfach. Und plötzlich spürte ich in den Knien einen Vorwärtsdrang.

Nein.

Rasch trat ich ein paar Schritte zurück und setzte mich. Sofort drang die kalte Nässe des Grases durch meine Jeans. Meine Beine schlotterten, mir wurde übel, Speichel schoss mir in den Mund, der Boden schien

unter mir wegzukippen. Ich blickte in die Ferne und rang um mein Gleichgewicht. Angeblich konnte man hier an klaren Tagen bis nach Frankreich hinübersehen. Konnten uns die Franzosen auch sehen? Siehst du das, Maman?, rief eine Stimme in meinem Kopf. Kannst du mich jetzt sehen?

Heute verschwamm das Wasser schon nach hundert Metern in der Dämmerung und dem zunehmenden Nebel. Still und glasig lag es da, einzig bewegt von den Gezeiten, was ich aus dieser Entfernung nicht sehen konnte. Aber direkt vom Ufer unten kam ein sanftes, atemgleiches Wogen, ein Hin und Her, als würde das Wasser von den Lungen eines Wesens bewegt, das dort unten lag.

Alice Frewin. Hier war ihr Boot gefunden worden, westlich der Isle of Wight im Ärmelkanal treibend, vor der ödesten, einsamsten Küste der Insel. Hatte sie sich noch im Boot befunden, als es an dieser Klippe vorbeiglitt? Oder war sie schon bei den Needles von Bord gerutscht, dem Wasser in die Arme? Wie lange dauert es, bis man ertrinkt oder erfriert, bis die Kälte des Wassers den Geist verwirrt, ihn gefühllos macht, während der Körper alle Lebensvorgänge einstellt? War, was sie getan hatte, tapfer – ihr Entschluss und seine unbeirrte Ausführung? Oder war es tapferer, nicht zu springen und stattdessen weiterzumachen?

Ein weißer Schwaden wehte vom Meer zu mir hoch und verhüllte jede Aussicht; der Nebel war so dick, dass ich ihn zu schmecken glaubte. Ein Augenblick tiefen Erschreckens: Das Tageslicht war fast geschwunden. Ich sah die Kante und das Denkmal hinter mir, sonst aber kaum mehr als das Gras zu meinen Füßen. Da stand ich auf und lief den Hügel hinunter, ich rannte im ständigen Bewusstsein des Abgrunds. Der Gedanke, hinunterzufallen oder gar zu springen, dem ich Sekunden zuvor kaum hatte widerstehen können, war nun entsetzlich. Ich stellte mir vor, wie die eiskalte, vorbeirauschende Luft mir den Atem nahm, wie Fetzen von Weiß und Grün und Grau vor meinen Augen aufschienen, während ich stürzte, schneller, immer schneller. Dann läge mein Körper zerschmettert am Fuß der Klippe und das Wasser käme heran, um mich zu betasten, an mir zu lecken, nach mir zu greifen.

Die Feuchtigkeit machte das Gras rutschig. Zweimal schlug ich hin,

schürfte mir die Hände auf, meine Hosen weichten an den Knien völlig durch. Der Nebel wurde immer dichter, wehte in geisterhaften Schleiern wie dahintreibende Gaze. Ich stolperte weiter und kam, wie ich glaubte, zu der Stelle, von wo aus ich das Hotel sehen würde. Aber es blieb unsichtbar, wie verschluckt, vor mir nur eine wallende weiße Wand. Ich drehte mich im Kreis, hoffte etwas zu finden, woran ich mich orientieren konnte, das Denkmal, aber auch hinter mir war alles dicht. Ich holte ein paar Mal tief Luft und versuchte, meine Panik zu unterdrücken. Rechts von mir, weit unten, hörte ich ein leises Wispern, das Wispern des Wassers, und einen Moment war mir, als hörte ich darin Alice Frewins Stimme nach mir rufen, einlullend und hypnotisierend, Kate, Kate. Ich begann zu summen und sinnlos zu plappern, um mich dagegen abzuschotten.

Endlich war ich unten, an der Straße, auf dem Parkplatz. Ich stieg ins Auto, schlug heftig die Tür zu, setzte ein Stück zurück und bog dann so knapp aus, dass ich fast den alten silbernen Metro vor mir gerammt hätte. Sobald ich in Fahrt war, schaltete ich das Radio ein. Jetzt musste ich Musik hören oder eine menschliche Stimme, den Wortschwall eines DJ. Ich wollte daran erinnert werden, dass irgendwo eine ganz normale Welt ihren ganz normalen Gang ging. Eine Dummheit ohnegleichen, in der Abenddämmerung an diesen einsamen, nebligen Ort zu kommen. Wie flüchtig auch immer, der Drang zu springen war echt gewesen.

Ich kehrte nicht gleich zum Cottage zurück, wusste überhaupt nicht, wohin ich steuerte, sondern ich fuhr, um zu fahren, um mich der Illusion zielgerichteter Geschwindigkeit hinzugeben. Wo die Straße dicht am Meer verlief, radierte der Nebel alles aus. An manchen Stellen verdichtete er sich so sehr, dass ich im Scheinwerferkegel nichts als eine undurchdringliche, gelbliche Wand sah. Wenn es ganz schlimm kam, schaltete ich in den zweiten Gang und kroch voller Angst dahin, ich könnte ein Tier oder einen Menschen anfahren, wenn sie so plötzlich auftauchten, dass ich sie zu spät sah und auf den Kühler nahm.

Vier, fünf Meilen weiter stieg die Straße an, der Nebel wurde dünner und löste sich dann ganz auf. Im allerletzten Abendlicht breitete sich die Landschaft vor mir aus wie eine Kohleskizze in Grau- und

Schwarztönen: kräftige Aufwärtsstriche für Bäume, dicke Schraffuren für die Hecken zwischen den gefurchten Feldern. Die Wolken hingen tief, ließen weder Mond noch Sterne durch – eine alte, zeitlose Dunkelheit. In London, wo sich aus Millionen Fenstern Licht in die Nacht ergoss, war es nie so dunkel.

Helens Reaktion auf meine Entscheidung hatte mich nicht überrascht. »Was? Auf die Isle of Wight?« Sie streckte die Hand aus, hinderte mich daran, weiter an der Häkeldecke herumzupfen, und zwang mich, ihr in die Augen zu sehen.

»Ich will weg.«

»Das kommt aber plötzlich.«

Ich wandte den Blick ab, hinüber zu dem Krankenpfleger, der den Teewagen herumschob. Er ging langsam durch die Station und reichte allen, die ihn nehmen konnten, einen Styroporbecher. Uns stellte er zwei Becher auf den Tisch, den Helen so verschoben hatte, dass sie auf der Bettkante sitzen konnte. Hinter ihr zog eine Krankenschwester den Vorhang auf. Wir hatten seit einer Woche Winterzeit, und es war schon eine Weile dunkel. Der Raum spiegelte sich in dem riesigen Fenster, die Bettreihen, die Spinde, die Plastikstühle. Die Besuchszeit war fast vorüber, ich hatte die Hoffnung beinahe aufgegeben, da hörte ich Helens Stimme nach mir fragen, dann ihre entschlossenen Schritte. Sie war aus dem Büro gekommen, sobald sie sich loseisen konnte, und es sah so aus, als wollte sie zu Hause weiterarbeiten, denn aus ihrer Tasche ragten Papiere. Sie sah schick wie immer aus in dem schwarzen Wollkleid, das ihre Figur umspielte, ohne anzuliegen, und den Pumps aus Schlangenleder. Aber ihre Augen blickten müde.

Sie hatte sich für den Tee mit einem Lächeln bedankt und wartete, bis der Pfleger weitergegangen war. »Hör mal«, sagte sie, »fäll bloß keine vorschnellen Entscheidungen. Warte, bis du wieder draußen bist.«

»Ich bin nicht krank.«

»Ich weiß. Du brauchst auch sicher eine Pause – du hast wieder viel zu hart gearbeitet, stimmt's? Du siehst richtig fertig aus, von allem anderen mal abgesehen. Aber da reicht ja wohl ein Urlaub, oder?«

»Ich muss länger weg als nur für einen Urlaub. Sechs Monate, vielleicht ein Jahr ...« Ich konnte schlecht erklären, was ich brauchte, ohne Gründe dafür zu nennen. »Ich bin schon fest entschlossen.«

Sie runzelte die Stirn. »Aber warum die Isle of Wight? Du könntest doch auch woandershin.«

»Dort sind wir mit Dad immer in den Ferien hingefahren.«

»Das ist schon ewig her. Und da war es Sommer. Im Winter ist dort doch alles tot.«

Ich verkniff mir die Bemerkung, dass genau das einer der Gründe war, warum ich mich für die Insel entschieden hatte. Ich wollte an einen Ort, wo es wie ausgestorben wäre. An einen abgelegenen Ort, weit weg von meinem Leben.

»Du lieber Himmel, dein Gesicht sieht ja aus!«

Ich zog eine Grimasse, spürte, wie die Naht an der Stirn spannte, und betete stumm, dass die Wunde nicht wieder anfangen zu bluten.

»Und was ist mit Richard? Wird er nichts dagegen haben, wenn du plötzlich vom Erdboden verschwindest?«, fragte sie.

»Er wird schon verstehen, warum.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Hast du ihm gesagt, dass du hier bist?«

»Er fliegt heute nach Amerika. Sitzt schon in der Maschine.«

»Ich ruf ihn für dich an. Spreche ihm eine Botschaft auf die Mailbox, damit er Bescheid weiß, wenn er ankommt.«

»Nein«, sagte ich lauter als beabsichtigt. Mit meinem Aufbrausen erregte ich die Aufmerksamkeit der beiden Frauen in den Betten gegenüber; sie blickten zu mir und dann ganz schnell wieder weg, als hätten sie etwas Peinliches mitbekommen. Auch Helen rückte ein wenig von mir ab, und ich bekam ein schlechtes Gewissen. So, wie es in letzter Zeit um unsere Freundschaft bestellt war, hätte ich gut verstehen können, wenn sie mich überhaupt nicht besucht hätte. Mein Herz war aufgegangen vor Dankbarkeit, als ich sie auf mich zueilen sah, aber jetzt wäre ich am liebsten allein gewesen, hätte die Vorhänge um mein Bett herum zugezurrt und mich wie eine Kugel unter den steifen Krankenhauslaken zusammengerollt.

»Erzähl mir wenigstens, wie es passiert ist«, sagte sie mit einem neuen, förmlichen Ton in der Stimme.

»Ich war mit dem Fahrrad auf der Lillie Road unterwegs; kurz vor der Brücke kam ein Lieferwagen und holte mich runter. Ich dachte gerade an etwas anderes, der Wagen fuhr zu dicht neben mir und



streifte mich mit dem Seitenspiegel. Ich hatte keine Zeit mehr, die Hände vorzustrecken.«

»Und wie bist du hierhergekommen?«

»Mit dem Taxi.«

»Wo ist dein Fahrrad?«

»An dem Eckladen bei der Brücke; die haben mir versprochen, sie passen inzwischen darauf auf.«

»Soll ich es für dich abholen?«

»Nein.« Wieder war ich etwas zu laut geworden.

Sie sah mich an, sichtlich hin und her gerissen, ob sie etwas erwidern sollte oder nicht. »Das ist völlig unnötig«, sagte sie schließlich.

»Was denn?«

»Deine Heftigkeit eben. Wieder ein Beispiel für deine total überzogenen Reaktionen. Ich weiß nicht, was passiert ist, und mir ist inzwischen klar, dass du es mir nicht erzählen wirst, aber die Sache kann es nicht wert sein, dass du alles hinschmeißt und davonläufst, an einen Ort, wo du niemanden kennst. Oder kennst du dort vielleicht eine Menschenseele?« Sie sprach leise, aber richtig erbittert. »Warum musst du immer gleich ins Extrem verfallen?«

Ich fühlte mich furchtbar erschöpft, einen Augenblick lang sanken mir die Lider zu. Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich Helen nach ihrer Handtasche greifen. »Ich lass dich jetzt schlafen«, sagte sie. »Hier ist nicht der richtige Ort für ein solches Gespräch.« Sie wartete kurz, gab mir eine letzte Chance, mich zu entschuldigen und alles zu erklären, aber ich ließ den Augenblick verstreichen. Ich lehnte mich in die Kissen zurück und hörte ihre Schritte auf dem Linoleum verhallen.

Die Schwester kam und zog die Vorhänge um mein Bett zu. Sie schlossen nicht ganz, in der Mitte blieb ein etwa handbreiter Schlitz. Durch ihn sah ich, wie sich die letzten Besucher verabschiedeten. Es war seltsam, im Schlafanzug in diesem Raum voller Fremder zu liegen, öffentlich zur Schau gestellt in einem Moment höchster Verletzlichkeit. Ich drehte mich so zur Seite, dass die heile Gesichtshälfte auf dem Kissen lag. Zehn Minuten später schaltete die Nachtschwester das Deckenlicht aus. Meine Bettlampe war so weit heruntergebogen, dass ihr Lichtkreis auf dem Kissen hinter meinem Kopf kaum größer war als der

Lampenschirm. Ich spürte die Wärme der Glühbirne in meinen Haaren.

Irgendwann hörten die gedämpften Geräusche ringsum auf. Ich horchte. Draußen, jenseits der rauschenden Klimaanlage, ging das Leben weiter, ich hörte das tiefe Brummen eines vorbeifahrenden Busses und das geschäftige Rattern eines alten Taxis. Das alles war mir sehr vertraut, aber mir schien, als erreichten mich diese Signale einer normalen Welt aus einer Entfernung von vielen Millionen Meilen, wie uraltes Sternenlicht.

Als am nächsten Morgen feststand, dass ich keine Gehirnerschütterung hatte, durfte ich nach Hause. Ich fühlte mich immer noch zu zittrig, um zu laufen, und nahm deshalb für die zwei Stationen nach Earls Court die U-Bahn. Ich hatte die morgendlichen Pendlermassen vergessen. Vor fünf Jahren hatte ich noch zu ihnen gehört, war täglich in vollgepackten Zügen zur Arbeit gefahren, mit Fremden auf Tuchfühlung. Übersetzen bedeutete, dass ich nicht länger diesen Kräften unterlag, der großen Flut, die morgens die Menschen in die Büros der City und des West End spülte, und der abendlichen Ebbe der Heimfahrt, die sich länger hinzog. Jetzt konnte ich meinen Tag selbst einteilen. Aber Richard führte dieses Leben der Anzugträger, der Büros, der Sitzungen. Meistens fuhr er mit dem Taxi ins Büro, gelegentlich aber auch mit der U-Bahn. Panik stieg in mir hoch, bis mir einfiel, dass er ja fort war. Außerdem benutzte er eine andere Linie. Ich lehnte den Kopf an die Glastrennwand, und der Rhythmus der Räder auf den Gleisen verwandelte sich in einen Singsang, der mir in den Ohren klang: Egal, was es kostet; egal, was es kostet – bis ich ihm ins Wort fiel und einen neuen Text darüberlegte: Du hast mich belogen; du hast mich belogen.

Als ich wieder in meiner Wohnung war, zog ich den Mantel aus und setzte mich an den Computer. Ich tippte in die Suchmaschine ein: »Isle of Wight, Mietobjekte.«

Am Abend hatte ich fertig gepackt, an der Tür standen nun zwei Kisten: die eine mit Wörterbüchern und sonstigem Arbeitsmaterial, die andere mit dem Drucker und dem Kaffeekocher. Der Koffer mit meiner wichtigsten Grundgarderobe wartete nur noch auf meinen

Waschbeutel, der morgen dazukäme. Alle anderen persönlichen Dinge – Deko, die restlichen Klamotten, Bücher von rein sentimentalem Wert – hatte ich im Schrank in der winzigen Diele und im obersten Fach des Kleiderschranks verstaut. Ich hatte Helen angerufen, um mich für mein Verhalten im Krankenhaus zu entschuldigen, aber als sie nach Richard fragte, wich ich wieder aus. Sie war immer noch gegen meinen Umzug auf die Insel, hatte sich aber damit abgefunden und für mich den Kontakt zu ihrer Sekretärin Esther und deren Freund hergestellt. Das Pärchen brauchte eine neue Bleibe und würde für sechs Monate meinen Mietvertrag übernehmen. Esther war nach der Arbeit vorbeigekommen, um sich meine Wohnung anzusehen, und obwohl ich immer gern darin gewohnt hatte, betrachtete ich sie nun mit den Augen einer Fremden. Mit einem Mal fiel mir die Enge der Küche auf, die winzig war wie eine Telefonzelle, der schlecht verlegte Teppichboden und an der Schlafzimerdecke der Fleck vom Wasserschaden, als die mit Laub verstopfte Regenrinne übergelaufen war. Ich fühlte mich, als müsse ich mich für mein Leben hier, für seine plötzlich aufgedeckten Mängel rechtfertigen. Esther war zehn Jahre jünger als ich; für eine Frau ihres Alters, die gerade ins Berufsleben einstieg und entsprechend wenig verdiente, war die Wohnung viel passender als für mich.

Ich hatte schon gewusst, dass ich kein Auge zutun würde. Am Abend hatte das Telefon geklingelt. Ich zögerte, ob ich abheben sollte, aber vielleicht war es ja wieder die Vermieterin des Cottage.

»Kate?« Richard klang sehr überrascht, dass er mich tatsächlich an der Strippe hatte.

»Nein«, sagte ich und ließ den Hörer fallen, als hätte ich mich verbrannt. Das Telefon klingelte sofort wieder, aber ich zog das Kabel aus der Wand. Mein Herz trommelte gegen die Rippen, ich ging in die Küche, um eine Flasche Wein aufzumachen, und fingerte mit zitternden Händen an der Folie herum.

Kurz nach Mitternacht schüttete ich den letzten Rest Wein hinunter und setzte mich in den Korbstuhl am Fenster. Im Zimmer überall Schatten. Wo ich auch hinsah, stellten Richard und ich nach, was wir hier getrieben hatten, als hätten wir einen Strom unserer Moleküle hinterlassen. Das Gefühl einer gemeinsam aufgeschichteten

Vergangenheit war mir vertraut. Wenn Richard weg war, hatte ich immer den Blick durch die Wohnung wandern lassen, zum Sofa, auf dem wir Sex gehabt hatten, zum Tisch, an dem wir gegessen hatten, zum Bett, in dem wir geschlafen hatten. Dann fühlte ich mich unter meinen Möbeln wie unter Komplizen, nicht allein. Jetzt aber wollte sich vor alles andere eine Erinnerung schieben, die auf keinen Fall wieder aufsteigen durfte. Ich scheuchte sie fort.

Ich kehrte dem Zimmer den Rücken zu und schaute stattdessen aus dem Fenster, dessen Vorhangrollos ich nie herunterließ, damit ich die Wohnungen gegenüber im Blick behalten konnte. Ich hatte das Gefühl, ich würde die Menschen dort drinnen kennen. Ich kannte ihre Gewohnheiten, ihren Tagesablauf; wenn in allen Fenstern das Licht erloschen war, wusste ich, dass ich zu lange gearbeitet hatte. Obwohl ich nie mit diesen Leuten gesprochen hatte, würde ich sie vermissen. Auf seltsame Weise waren sie meine Gemeinschaft, hatten mir vermittelt, dass es hier Leben gab. Gleichzeitig aber hatten sie mir meine Isolation vorgeführt. Wenn ich spätabends zu den erleuchteten Fenstern und den Menschen darin hinüberblickte, hatte ich manchmal das Gefühl, ich stünde auf einer Böschung am Bahngleis und sähe einen Schnellzug vorbeirasen, den ich irgendwie verpasst hatte.

Als ich am nächsten Tag aus London herausfuhr, schien alles plötzlich mit Bedeutung aufgeladen: der Tante-Emma-Laden, das Café am Ende der Earls Court Road, die Tankstelle, wo ich immer tankte, die Brauerei Fuller kurz vor der Abzweigung nach Chiswick. Schockiert stellte ich fest, dass ich mich nach Richard sehnte. Alles war mit ihm verbunden, jeder Laden, an dem ich vorbeifuhr, jedes Stück Straße. Hinter meinem Brustbein schmerzte es, als hätte ich einen Kloß verschluckt und in den falschen Hals bekommen, der Druck machte mir das Atmen schwer. Plötzlich verließ ich nicht den jetzigen Richard, sondern eine frühere Inkarnation, den Mann, an dem so viele meiner Träume hingen, mit dem ich ganze Tage im Bett verbracht hatte, unbeschwert von allen Gedanken. Der neue Richard hatte sich verflüchtigt, und ich entfernte mich von dem, den ich liebte.

Zwei Stunden später erreichte ich den Fährhafen in Lymington. Am

Fahrkartenschalter verließ mich fast meine Entschlossenheit. Mehr als alles, was ich in meinem Erwachsenenleben je gewollt hatte, wollte ich zurück nach London. Die Überfahrt über den Solent blähte sich in meinem Kopf zu einem ungeheuren Unternehmen auf, der schmale Wasserarm nahm atlantische Ausmaße an.

Die junge Frau am Schalter wartete geduldig auf meine Bestellung. Plaudernde Stimmen näherten sich, die ersten Passagiere zu Fuß kamen von der Fähre, die gerade eingelaufen war. Sie würde in wenigen Minuten wieder ablegen, entweder mit mir oder ohne mich.

»Na los«, brummte der Mann hinter mir.

Ich dachte an meine Wohnung. Helen würde Esther heute den Ersatzschlüssel geben. Die Wohnung gehörte mir nicht mehr, jedenfalls bis April, ich konnte nicht dorthin zurück. Da machte ich den Geldbeutel auf und gab der Frau meine Kreditkarte.

Als ich den Geldbeutel wieder in meiner Handtasche verstaute, sah ich das Display meines Handys leuchten. Eine Nummer aus dem Ausland, klar. Er hatte in der Nacht viermal angerufen und Nachrichten hinterlassen, die ich ungehört gelöscht hatte. In New York war es jetzt sechs Uhr früh, da war er schon wach. Ich wurde rot vor Wut. Glaubte er wirklich, ich würde ihm antworten? Ich hatte das Handy auf stumm geschaltet, aber jetzt schaltete ich es ganz aus.

Auf der Fähre setzte ich mich in die Kabine auf dem Oberdeck und schaute aus dem Fenster. Wir tuckerten den Lymington River hinunter, vorbei an Schlickflächen auf der einen Seite, am Bootsclub und am Jachthafen auf der anderen Seite. Schon die Flussmündung war nicht mehr so windgeschützt, die Fähre ruckelte unter den Böen, die Flaschen an der Bar begannen zu klirren. Ich zog mir den Mantel an und ging an Deck. Die Luft roch nach Salz, Ozon und Dieselabgasen, aber irgendwie auch sauber. Das Meer war weiß getupft, Gischt sprühte am Bug. Zwei Stunden von London entfernt, dachte ich, aber in einer anderen Welt.

Vor mir lag die Insel, ein Strich bewaldetes Grün, das sich aus dem Wasser erhob. Meine Hände wurden klamm vor Kälte, aber ich blieb den Rest der Fahrt draußen, hielt mich an der Reling fest und sah zu, wie die Umrisse der Insel immer schärfer wurden wie auf einem Foto im

Entwicklungsbad. Die Gebäude am Ufer von Yarmouth wurden größer. Das Hotel George duckte sich neben die Festung, Richtung Anger schlossen sich der Bootsclub und eine Reihe großer Häuser an. Die Fähre hielt auf die andere Seite zu, auf den Hafen mit seinem weißen Dickicht von Masten. Alles war genau wie in meiner Erinnerung, mir wurde leichter ums Herz. Helen irrte sich, wenn sie meinen Umzug für einen Fehler hielt.

Das Cottage lag höchstens drei Gehminuten vom Hafen entfernt. Die Besitzerin war gegen Ende vierzig, ihre gerötete, vorzeitig gegerbte Haut verriet, dass sie viel Zeit im Freien verbrachte. Sie trug eine dicke, dunkelblaue Baumwollhose und einen formlosen Pulli. Ihre wasserdichte Jacke hing über einem der Stühle am Küchenklapptisch. Meine eigene Kleidung – hautenge Jeans, Rollkragenpulli und schwarze Lederjacke – war zwar schlicht, kam mir aber plötzlich auffällig und fehl am Platz vor.

»Aua«, sagte die Frau, als sie meine Schnittwunde an der Stirn und den lilagrauen Ring rund um mein Auge sah.

»Ich bin vom Fahrrad gefallen«, sagte ich. »Auf dem Randstein aufgeschlagen. Ich muss besser aufpassen, wo ich hinfahre.«

»Ich weiß nicht, was euch Londoner dazu treibt, in der Stadt herumzuradeln. Kommt mir vor wie der helle Wahnsinn.« Sie hatte gerade Kaffee aufgesetzt und wandte sich wieder der Kanne zu. Als er fertig war, gingen wir ins Wohnzimmer. Es war groß, erstreckte sich über die gesamte Hausbreite und hatte Schiebetüren aus Glas, die auf eine Terrasse mit einem kleinen Holztisch und vielen leeren Terrakottatöpfen hinausgingen. Der Hof dahinter schloss mit einem zweiflügeligen Holztor ab. Das Wohnzimmer war schlicht eingerichtet, der Sessel und die Couch mit einem hafermehlgrauen Stoff bezogen, der Teppich eine Nuance dunkler. Darauf stand ein Couchtisch aus Kiefernholz, über dem Kamin hing ein amateurhaftes Aquarell von Segelbooten. Alles war funktional wie in den meisten möblierten Mietwohnungen, es gab nichts von Wert oder Qualität, was beschädigt oder gestohlen werden könnte.

»Sie wissen, dass es im Winter hier sehr ruhig wird?« Die Besitzerin sah mich über den Tassenrand an.

Ich erzählte ihr von meiner Arbeit und strich die Vorzüge der Ruhe

heraus.

»Sie sind nicht verheiratet? Haben keinen Partner?«

»Nein.«

»Es gibt Internetanschluss, falls Ihnen das nützt«, sagte sie. »Für Ihre Arbeit, meine ich. Der letzte Mieter wollte einen haben.« Sie trank ihren Kaffee aus und stand auf. »Ich zeige Ihnen den Rest.«

Ich folgte ihr die enge Treppe hoch auf einen Flur, der kaum groß genug war, um sich darauf umzudrehen, und sah zwei Zimmer und ein Bad, dessen kompromisslos avocadogrüne Armaturen Zweifel weckten, ob die siebziger Jahre wirklich schon vorüber waren. Wir kehrten in die Küche zurück; die digitale Herduhr zeigte zwölf Uhr an. War es wirklich noch so früh? Meinem Gefühl nach war bereits ein ganzer Tag vergangen. Das lag an der Reise; sie hatte mich nicht nur vom Festland entfernt, sondern auch mein Zeitgefühl ausgehebelt. Abstand war genau, was ich brauchte. Ich schrieb einen Scheck für die Kautions aus.

Als die Cottagebesitzerin fort war, kehrte ich zum Hafen zurück, das Auto holen. Ich brauchte zwanzig Sekunden bis zum Holztor und zum Einparken im Hof, und dann vielleicht noch drei Minuten, um die Schiebetüren zu öffnen und den Koffer und die Kisten ins Haus zu tragen.

Als ich die Türen wieder hinter mir geschlossen hatte, setzte ich mich an den Küchentisch. Plötzlich waren mir die Beine weggesackt, als wäre ich vor mir selbst erschrocken, wie schnell ich es geschafft hatte, hierher zu übersiedeln. Aus dem Ort kam kein Laut, kein Auto fuhr vorbei, niemand redete auf der Straße. Allmählich erreichten mich die Geräusche des Hauses: das leise Brummen des Kühlschranks, dessen Kühlzyklen alle ein, zwei Minuten mit einem metallischen Rütteln begannen oder endeten, das unregelmäßige Tropfen des Wasserhahns in der Edelstahlspüle, das thermostatgesteuerte Anspringen der Zentralheizung. Ich beugte mich vor und legte den Kopf in die Hände. Du lieber Himmel, was habe ich da bloß angerichtet, dachte ich.